

Die Russin

von Monika Dlugosch

Ich hätte so gerne mal mit ihr gesprochen, aber ich wusste nicht, wie ich das anstellen sollte. Vielleicht hätte auch meine Großmutter was dagegen gehabt. Mein Vater sicher nicht, der war selbst aus reiner Neugier mal nach Russland gefahren, hatte sich eine Pelzmütze gekauft, die er noch heute stolz trägt und tut als sei er ein Russe. Für ihn sind Russen mächtig, das sind die, die in Polen bestimmt haben, als er klein war. Dabei ist er Pole und behauptet außerdem deutsch zu sein.

Nein. Großvater hätte auch nichts dagegen gehabt, hat er sich doch einen Spaß daraus gemacht, sich im Krieg mit dem Feind zu verbrüdern, Schnaps zu brennen, sich nachts heimlich zu treffen und Geschichten zu erzählen. Ja, die Männer in der Familie haben das mit den Ismen nie ernst genommen; Nationalismen, Kulturalismen, Kommunismen. Sie haben zwar den Kommunismus verlassen, ihn verabscheut, aber sie haben ihn nicht dem Iwan zugeschrieben. So wie andere.

Trotzdem. Woher kommt eigentlich dieses Verbot: ich soll sie nicht ansprechen? Woher kommt das Zusammenzucken, wenn ich russische Tänzer und Musiker auf der Zeil sehe, die soldatisch gekleidet sind? Ich sehe meine Mutter, wie sie auch zusammenzuckt.

Ich erinnere mich an bruchstückhafte Erzählungen: „Ja, die Russen, die haben immer Borschtsch gekocht. Manchmal durften wir probieren.“ „Der Hund der versäichte¹, verschissne.“ „Du gutt rabotte, du gutt produkte.“ Meine Großmutter hat nie geflucht, nur wenn es um die Russen ging. Alle waren zur Zwangsarbeit eingeteilt, auch die Kinder, der Kleinste war fünf. Er hat es überlebt, weil sie ihm Mädchenkleider angezogen hatten. Sie haben nicht gelernt, wie man Borschtsch kocht. Die Bezahlung für eine Frau mit sechs Kindern war fünf Graupen pro Kopf. So haben sie Säckchen genäht und gesammelt. Und gehungert. Und gearbeitet. Die Zeit mit den Russen fällt in ein Schweigeloche und übrig bleibt das Zusammenzucken.

Argana. Sie heißt Argana. Trotzdem fühle ich mich mit ihr verbunden. Ich frage mich, wie es ihr geht. Hier in Deutschland, so allein. Vielleicht ist sie gar nicht allein. Sie hat einen Mann, ein Kind und doch sehe ich die Einsamkeit in ihren Augen, in den Gesten ihrer Tochter.

Sie trägt einen roten Wollmantel, darunter sehen zwei rot behoste Beine hervor. Beine mit Gummizug. Sie hat schwarze halblange Haare und einen kecken schwarzen Filzhut mit breiter Schleife auf dem Kopf. An ihrer Hand zieht ein blondes Mädchen. „Patschimu?“ verstehe ich. Es hat ihre schwarzen Augen. Ich weiß, dass sie aus Russland kam und ich kenne den ganzen Klatsch um ihren Mann. Über sie selbst weiß ich nicht viel. Aber genug, um neugierig auf sie zu sein. Sie kam mit einem russischen Chor zu einem Gastspiel aus St. Petersburg. Nächstelang sangen und tanzten sie. Alle waren bei deutschen Familien untergebracht. Manche wurden herzlich aufgenommen, andere nicht. Manche wußten, was sie reden, wie sie ihren Gastgeber begegnen sollten, andere nicht. Einfacher hatten es diejenigen, die sagen konnten, sie seien aus Litauen oder Estland oder einer der anderen unabhängigen Staaten, die nicht Russland hießen. Das konnte sie nicht. Sie war aus Russland, noch dazu Sibirien. Ostsibirien. Wenn die Leute, denen sie begegnete, ‚Sibirien‘ hörten, fiel ihnen meist nichts mehr ein, was sie sagen konnten. Manche dachten an das bleiche, ausgehungerte, graue Gesicht des Mannes oder Vaters, der zurückgekehrt war und ‚Sibirien‘ gesagt hatte. Manchmal hatte er dann über den Schnee gesprochen und den dunkelblauen Wald. Dann wieder hatte er geschwiegen. Wie meist. Sie konnten das Wort Sibirien nicht mehr vom Gesicht des Vaters trennen und verstummten wie er.

¹ niederschlesisch für *vollgepiss*

Ich kann mir nicht vorstellen, was in ihr vorging. Ob sie das ahnte, wenn sie ‚Sibirien‘ sagte oder dachte sie, das Mißtrauen gelte ihr persönlich? Ich wußte es nicht. Ich wußte, daß sie selbst es nicht leicht gehabt hatte in ihrer Gastfamilie. Sie war meist die Letzte, die den Saal verließ, weil sie sich am liebsten im Dunkeln in ihr Bett schlich und vor Morgengrauen spazierte sie allein im grauen Dunst der Nidda. Weil sie das mag, weil es sie erinnert.

Als er sie zu sich einlud, sagte sie nicht nein. Sie sagte auch nicht nein, als er ihr einen Platz in seinem Bett anbot. Sie mochte seine tiefe Baßstimme und sie genoss seine Liebkosungen. Ja, als sie noch am Baikalsee war, hatte sie sich manchmal ein schönes Leben in Deutschland ausgemalt. Eines, in dem die Sonne schien, in dem es warm war, genug zu essen gab, ihr Leben nicht aus Arbeit sondern aus Gesang bestand. Nun war sie hier in Frankfurt. Es war wärmer, ja, aber auf andere Art war es kalt. Nur in seinem Bett nicht. Da war es warm gewesen. So stelle ich es mir vor.

Ich sehe, wie sie mit ihrer Tochter an der Hand, beim Bäcker steht, um Brot zu kaufen. Ob es dasselbe Brot ist, das man in Sibirien ißt? Ich sehe, wie sie im Plus die Regale entlangstreift. Unschlüssig, was sie kaufen soll. Wie sie beim Tiefkühlfisch stehen bleibt. Ob sie einer davon an den Baikalsee erinnert? Sie nimmt einen in die Hand. Legt ihn wieder zurück. Ihre Tochter fischt Haribos aus den Regalen. Sie sieht es nicht.

Ich will so gerne mal mit ihr sprechen, aber ich weiß nicht, wie ich das anstellen soll.

Ich glaube, jetzt hat sie mich gesehen. Ist mir das peinlich. Ich nehme auch Haribos. Vor Verlegenheit reiße ich einfach die Tüte auf und esse. Ich gebe ihrer Tochter Bärchen. „Katharina!“ höre ich sie rufen. Vielleicht hat sie dieselben Gefühle wie ich? Schließlich sehe ich deutsch aus, spreche deutsch und habe einen deutschen Paß. Vielleicht klebt an ihrem Haus in Sibirien ein roter Stern, weil ihr Großvater Kriegsveteran war. Vielleicht hat er eines der vielen Konzentrationslager befreit. Ich trage einen schmutzigen Fleck, der heißt deutsch und sie trägt einen, der heißt russisch. Aber sie war mutiger als ich. Sie kam hierher und hat einen deutschen Mann geheiratet. Ich folge ihr heimlich durch die Regalflure. Sie sieht mich nicht. Fischkonserven. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendeine davon so schmeckt wie die Fische aus dem Baikalsee. Katharina bemerkt mich und streckt mir ein schmutziges Händchen entgegen. Ich lege ihr eine schwarze Lakritzschnecke hinein. Sie grinst. Sie sieht ihrem Vater verdammt ähnlich. Unser Stadtteil ist wie ein Dorf und es hat großes Geklatsche gegeben, als Herrmann zum dritten Mal geheiratet hat, ausgerechnet eine Russin. Sein fünftes Kind. Ein fruchtbarer, potenter Mann, habe ich gedacht, aber meine Meinung lieber für mich behalten. Wie mag es für Argana sein? Ihre Tochter spricht russisch und sieht aus wie ihr deutscher Vater. Vielleicht ist sie fortschrittlicher und weiser als jede Politik, die eiserne Vorhänge abschafft? Mir prickelt es in den Händen und Füßen, wenn ich sie sehe. Ich weiß, dass hinter meiner Furcht noch mehr steckt als die verblässende Vergangenheit. Ich habe selbst slawischen Ursprung. Ursprung, der hinter dem Vorhang zurückblieb. Ich fühle das Pochen einer dunklen Trommel in ihrer Nähe. Eigentlich laufe ich hinter ihr her, weil ich dieses Pulsieren so gerne spüre.